

Zeitschrift: Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle
Band: 17 (1949)
Heft: 4

Artikel: Stärker als der Tod
Autor: Alienus, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-568168>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Stärker als der Tod

von Hans Alienus

IN MEMORIAM H. W.

Heinrich saß in der Imperialdiele. Er dachte zu dem jungen Menschen hinüber, der am Nachbartisch Platz genommen hatte: Deine Hände sind zwei junge Soldaten, deine Augen sind zwei Frühlinge, du Unbekannter! Eine Jazzband spielte. Die Paare tanzten. Antinous hat sich um der Freundschaft willen in den Nil gestürzt. Füßli wurde um der Freundschaft willen gerädert und verbrannt. Wir tanzen. Und alles dies schließt sich in einem Hahnenruf zusammen. Alles ist einander Fortsetzung. —

Plötzlich wurde Heinrich klar: Den du suchst, kannst du hier nicht finden, kannst du an keinem öffentlichen Ort der Welt finden! Wo aber kann man suchen, als an öffentlichen Orten? Also wirst du nie finden! Denn so steht es mit dir: Du bewunderst Tänzer, aber du suchst Abseitige. Und diese meiden die Orte des Zusammenschlusses.

Heinrich wurde traurig. Fiodor Karajanew hängt immerhin noch an mir, trotz des Briefes!, tröstete er sich. Er liebt mich nicht. Das ist nun geklärt. Doch er schätzt mich wegen meines Besten, meines Geistes. Aber: werde ich einen Augenblick geistverlassen sein, so wird er kalt aufhören, mich zu schätzen. Er entweicht zusammen mit meinem Geiste. In mir aber ist der Wunsch nach einem Einverständnis, das bliebe, auch wenn der Geist mich einmal verliese. Wer bürgt mir, daß er mich plötzlich verläßt? Der Freund müßte mir treuer sein als mein Geist. Der Freund müßte die Treue halten, auch wenn der Geist sie bricht. — Ausruhen vom Geist beim Freund!

Wie kann der Geist dich verlassen, wenn der Freund bei dir ist?, widersprach er sich selbst. Der Freund bringt dir ja deinen Geist immer wieder mit! Aber wenn er eines Tages aufhört, ihn dir mitzubringen? Dann ist er nicht dein Freund. Ist Fiodor dein Freund?

Die Jazz-Band spielte einen ungarischen Tanz in den raucherfüllten Dämmerraum hinein. Und drüben am Nachbartisch saß der junge Mensch. „Deine Hände sind zwei Kameraden, die denselben Willen wollen. Deine Augen sind zwei Freunde, die dasselbe Götterbild zusammen schauen!“, dachte Heinrich. Was brauchst du, Lenzlicher, einen Freund? Auf wen wartest du? Wozu bist du hier, wohin man doch nur geht, wenn man einen Menschen sucht? Aber du genügst dir selbst!

Da kreuzten sich ihre Blicke. Erst gab es einen Lichtreflex von weiß, als ob Klinge auf Klinge schlug. Dann enterten die Blicke einander zu längerem Verweilen, wie Schiffe auf See, die ineinander Anker finden, wenn Land fern ist. Ja, alles Land war fern. Alles Land schwand. Nur noch zwei Augenpaare gab es rings im dunklen All.

„Wie beunruhigt mich dieser junge Mensch, Zeit- und Altersgenosse!“, dachte Heinrich. Aber er verhehlte sich nicht: Jener beunruhigte ihn anders, als an diesem Ort üblich war. Die Circe Musik ist schuld!, dachte er. Sie gibt Illusionen. Ich muß meinen Illusionen über ihn den Kopf abschlagen, mir Wirklichkeit holen, entschied er. Doch es war nicht seine Art, sich Menschen leicht zu nähern. Da zog er die Uhr und beschloß: Nun ist es Aufgabe! Ich habe ein gutes Gewissen, ich will nichts von ihm! In fünf Minuten, fünf Minuten nach einhalb elf Uhr bin ich an seinem Tisch.



„Alle tanzen. Doch Sie sitzen abseits. Obwohl es schön sein müßte, Sie tanzen zu sehen!“, redete Heinrich den Fremden an. Dabei dachte er: „Deine Augen sind nicht Sterne in der Nacht, aber Blütensterne. Sie gehören in die selbe Klasse nicht mit Uranus und Cassiopeia, aber mit Primel und Vergißmeinnicht. Vor allem an Vergißmeinnicht machen sie denken. Doch Deine Hände wissen zu handeln, du dort, unter deinem goldenen Haar! Sie sind wie zwei junge Soldaten!“

„Sie fragen, warum ich nicht tanze!“, nahm der junge Mensch Heinrichs Ansprache auf. „Aber ich tanzte nie! Mein Freund war der Tänzer. Ihm zuzusehen, war beflügelndes Glück!“ Und auf Heinrichs weitere Fragen erklärte er ihm: „Ich halte hier die Totenwacht. An diesem Tisch pflegten wir zusammen zu verweilen. Geht dort die Tür, so wird mir, als käme er herein. Die Jazz-Band spielt wie früher. Alles ist, als lebte er noch! Solange ich hier sitze, lebt Heliand noch — lebt Heliand wieder. Darum sitze ich hier.“

„Ich störe Sie in Ihren Erinnerungen! Ich ahnte nicht, daß es hier Erinnerungsfeier und Wehen des Schicksals gäbe. Ich vermutete nur Heitere an diesem Ort! Ich werde mich entfernen.“

„Wir können zusammen bleiben“, antwortete der Goldene. „Es schützt vor unerwünschten Annäherungen Dritter, wenn man zu zweit sitzt. Sie vermuteten nur Heitere hier; nun, ich bin heiter. Denn er ging lächelnd. Er ging zu der Stunde, wo er auf seiner Höhe war!“

„Sie blieben zurück?“

„Ich warte noch, bis ich zu meiner Höhe gelange. Möge es in jungen Jahren sein. Dann gehe ich auch. Dann darf ich ihm nach. Erst dann. Er hat es so bestimmt. Doch Sie? Sind Sie heiter?“

„Es ist wohl ein Irrtum, daß hier lauter Heitere sind. Dieser Irrtum ist, scheint's, überall, wo Feste gefeiert werden. Was mich betrifft: Vor einer Stunde schien der Vollmond in mein Zimmer. Ich mußte denken: Es ist so hell, daß man den Brief eines Freundes lesen könnte, wenn man ihn hätte: ihn, den Brief, und ihn, den Freund. Die Hinterhäuser standen wie riesige, weiße Briefbogen

Gottes unter dem schwarzen Nachthimmel. Auf meinem Tische lag ein kleines Schlafpulver. Da merkte ich zum ersten Mal, daß Apothekerpulver wie kleine, zusammengefaltete Briefe aussehen. Es interessierte mich — in manchen Pulvern sind ja Gifte. Solch ein Gift ist also wie ein kleiner Brief. Sie müssen wissen, ich bin ein Fanatiker von Briefen. Seit meiner frühesten Jugend wartete ich täglich auf den Brief, den Brief von irgendwoher! Sie kennen auch diese dunklen Korridore in den meisten Wohnungen hiesigen Ortes, nicht wahr? Aber tut sich eine Zimmertür auf, so schimmert es plötzlich im gläsernen Sarg des Briefkästchens, als läge da ein Brief für uns. Und das Herz klopft. Kommt man näher, so war es nur Licht. Nur Licht. Licht wird zum Brief. Ist Licht nicht der schönste Brief? Brief von der Sonne, Brief vom Tage? Brief vom Fenster, das ihn durch die offene Tür in das Glas des Kastens weiter schnellert? Nun, all das ist recht erfreulich auszudenken. Aber wenn man eines Abends im Mondschein steht, und man hält den Brief endlich in Händen, den Brief, auf den man wartete — und er gilt einem andern? Man hat bloß die Aufgabe, ihn weiterzugeben, weil man persönlich kennt, wo der Absender erst kennen zu lernen wünscht; dann — — — Nun, Sie haben den Freund an den Tod verloren. Ich habe heute den Freund an das Leben verloren. Aber er ist schuldlos. Er wußte nichts von unserer Freundschaft, däucht mich jetzt. Diese Freundschaft war einseitig, war mein Geheimnis. Meine Verschwiegenheit war vielleicht schuld. Ich bereue sie, wie man nur seine Tugendhaftigkeiten bereut; man bereut sie nämlich bitterer als jede Sünde. Ich wenigstens habe in meinem Leben immer nur meine unterlassenen Sünden bereut, und das heißt doch wohl, meine Tugenden. Mein Freund nahm sich das Leben; ich will sagen, er riß es an sich, und ich sollte ihm helfen. Ihr Freund nahm sich den Tod. Die Leute meinen stets, daß sich jemand den Tod nahm, wenn sie sagen, daß er sich das Leben nahm. Man muß das einmal richtig stellen.“

„Sie haben Ihrem Freund nie gesagt, daß Sie ihn lieben?“

„Nein, ich habe es Fiodor Karajanew nie gesagt. Aber war es nicht zu merken? In seiner Gegenwart erwuchs ich ja zu einem Heiligen des heutigen Tages. Die Aufgabe des Heiligen war einst, das Wunderbare seiend zu machen. Heute geht der Ruf an ihn, das Seiende wunderbar zu machen durch Tiefsinn und Deutung. Das gelang mir durch den Aufstrom, der von seinem Anblick in meine Rede kam. Ich sagte nicht: ‚Ich liebe dich!‘ zu Fiodor. Oder: ‚Du bist schön!‘ So sprechen die jungen Männer ja zu den jungen Mädchen. Sondern ich sagte: ‚Die weite Welt ist brausend schön, in der es übrigens auch Dich gibt, Freund! Und ich danke der Welt, daß es Dich auf ihr gibt.‘ Das ganze Weltrund breitete ich zwischen uns aus in unserem Gespräch zu tausendfältiger Verbindung mit ihm. Ihm schien es vielleicht ebenso vielfältige Trennung und Entfernung. Denn ich pries ihn nicht, indem ich die schönsten Dinge über ihn sagte, sondern ich sagte die schönsten Dinge zu ihm: über die Welt; und dachte ihn durch solch ein weltweites Vertrauen höher geehrt als durch seinen Preis. Denn nicht zu jedem spricht man

über das All und die letzten Fragen. Ach, ich habe ihm nicht gesagt, daß ich für ihn fühle, aber ich habe mich in einen Garten verwandelt, in dem alle meine Jahreszeiten zugleich blühten!“

„Ist nicht die Jahreszeit, in der alle Jahreszeiten sich noch einmal zusammenschließen und die ganze Welt zum Strauß wird, der Herbst?“, sagte der Goldhaarige. „Aber vielleicht liebte er die Frühlinge. Waren Sie nicht zu herbstlich, zu ernst, zu finsternergriffen und traurig?“

Heinrich sah dem jungen Blau-Göldenen in die Augen, die wie zwei Frühlinge über den Tisch herüberbrachen durch die plötzlich pfingstlich gewordene Luft. Dann schaute er zu des Jünglings Händen hinüber, die wie zwei junge, einander befreundete Soldaten waren: stark und zart. Der aber fuhr fort zu reden:

„Um meinen toten Freund, den Strahlenden, dessen Augen nun untergegangene Sonnen sind, wehte das große Wehen des Gottes Eros. Es war sein Schicksal: wohin er kam, weckte er Ströme von Liebe, Verlangen, Sehnsucht. Andere wären stolz gewesen. Man beneidete ihn. Er aber war oft traurig darüber. Er litt darunter. Er, der Tapfere hatte Furcht vor seiner eignen Macht. Er faßte den Entschluß, sich grenzenlos zu verschenken, um nicht grenzenlos leiden zu machen. Durch wieviele Leben ist er so als die große Erfüllung hindurchgegangen, als Bringer der höchsten Stunde. Aber er selbst blieb von dem allem unerfüllt. Denn wo er selbst einmal liebte, war es sein Wesen zu meiden. Er hatte die zarteste Scheu. Er, der Strahlende, fürchtete lästig zu fallen, besorgte Ablehnung. Verweigerte Annahme von Geschenken, die er von Gleichgültigen genommen hätte. Stieß vor den Kopf: aus allzu heftiger Anbetung.“

„Und Sie? Wie hielten Sie soviele Herzenswirren aus, die nicht Ihnen galten?“

„Ich will versuchen, es Ihnen zu sagen. Heliand hatte jene strenge Disziplin des Willens, daß er seine Beziehungen immer dann abbrach, wenn sie eben auf die Höhe gekommen waren. Er hatte eine große Angst vor allem Staubigen. Er wollte nicht, daß ein Verhältnis noch am Boden schleifte, das sich erschöpft hatte. Und dann kam meine Zeit. Wo er ging, da hatte ich einzutreten, um zu trösten, zu entgiften und zu heilen. Ich bin Student der Medizin. Ich glaube es in einem tieferen Sinne zu sein als andere. Sie verstehen.“

„Gewiß, Sie brachten die Ruhe, wo jener die Erregung aufgerührt hatte, das war Ihre Sendung“, antwortete Heinrich. „Aber Ruhe in jenen furchtbaren Peinigungen, wo wir in die Luft greifen nach einer Hand, die nicht mehr da ist — ach, solche Ruhe gibt doch nur ein starkes Gift oder der Kuß eines Lippenpaares. Verstehen Sie mich wohl: Kuß nicht als Lust, sondern als Betäubungs-, Ruhe- und Schlafmittel, wie das Morphium. Morphium und Kuß haben plötzlich die gleiche Funktion, nämlich zu stillen. Was ordnierten Sie: Kuß oder Morphium?“

„Je nachdem Beides. Doch davon wollte ich Ihnen nicht sprechen, sondern von jener zweiten Aufgabe, die meine heiligere wurde. Denn wo man liebt, nicht wahr, da wünscht man doch, daß der geliebte Mensch glücklich sei. Seine höchsten Wünsche sollen

sich erfüllen. Ja, man selbst möchte der sein, der dem Geliebten schenkt, was jener ersehnt. Und Heliands zarte Scheu erlaubte mir, ihn grenzenlos zu beschenken. Denn da er mied, wo er liebte, mußte ich die Verbindungen knüpfen, von denen ich hoffen konnte, daß er darin seine Erfüllung fände. Ich hätte es vielleicht nicht ertragen, daß er sich Menschen verband, die er selbst sich nahm. Aber dadurch, daß ich nötig war für ihn, Brücke herzustellen zu solchen Menschen, die er liebte, wurden diese Menschen die letzten großen Geschenke, die ich ihm machen konnte. Und es gelang mir leicht, was das Schwerere schien: daß ich selbst mitwirken mußte, dort, wo mir mein Liebstes genommen werden sollte. Denn wen er liebte, den liebte ich auch: aus seiner Seele heraus. Das war meine Form der Eifersucht auf den, der mir ihn nahm. Und hier, meine ich, berühren sich unsere Schicksale. Denken Sie an den Brief, den Sie bekamen mit dem Auftrag, ihn weiterzugeben. Dadurch, daß Sie ihn zur Weitergabe bekamen, wird die Verbindung, die sie stiftet, zu Ihrem Geschenk an den, den Sie lieben, den Sie beschenken wollen mit Frühlingen, Sommern, mit der ganzen Welt. Siehe, es gibt Unbeschenkbare; wie schwer sind sie erträglich; man kann ihnen nichts sein. Aber Ihr Freund hat einen Wunsch. Das heißt, er erlaubt Ihnen, daß Sie ihn beschenken. Und, o Glück, sein Wunsch kann durch Sie zur Erfüllung kommen, wenn auch nicht in Ihrer Gestalt. Durch mich, wenn auch nicht in meiner Gestalt! Das war der Leitspruch in meiner Freundschaft mit Heliand.“

„Sie Wunderbarer! Ich danke Ihnen! Daß wir uns trafen, fängt an, aus einem Zufall zu tieferer Notwendigkeit zu werden. Als ich diese Schwelle betrat, verachtete ich mich. Denn so wahr es seliger ist zu geben als zu nehmen in Dingen des Geldes, so wahr ist es seliger und stolzer, der Sünder zu sein als der unschuldig Ge-kränkte in Dingen der Liebe. Das dachte ich bis heute. Aber ich sehe nun, daß nur meine heimlichste Eitelkeit verwundet war. Ich konnte es nicht fassen, daß durch mich eine Liebe werden sollte, die nicht von mir kam. Durch mich, das heißt, durch mich hindurch, als wäre ich nichts. Ich zerbrach fast daran. Kein Reiz ist an mir, der eine Liebe zum Grünen zu bringen vermag!, rief ich. Mit allen weltdurchdringenden Anstrengungen des Geistes bin ich ein Nichts gegen das Lächeln eines hübschen Burschen von der Straße. Ich schalt mich. Warum, so warf ich mir vor, war ich so borniert, an den Geist zu glauben und seine Macht! Warum war ich so kurzsichtig, in Bibliotheken und Galerien auf den zu warten, der vor den selben Bildern Andacht hielt! Ich hätte mich schmücken sollen unwiederbringliche Jahre hindurch und auf die Straße gehen an die Liebesecken und Freundschaftsverstecke, wie es jene Leichten tun, welche klüger sind als die Klugen, weil sie wissen, daß man nicht durch den Geist, sondern nur durch den Leib, Leib und Liebe gewinnt! Nun aber sehe ich, daß man ein Lenzlicher sein kann, mit Augen, die wie zwei Frühlinge sind, mit Händen wie zwei junge Soldaten: und dennoch einer, durch den Liebe hindurchgeht, nur hindurch. Liebe, die von ihm kommt, aber nicht von ihm geweckt ist! Und das Schicksal eines so Wunderbaren zu teilen, kränkt